



Buchbesprechung

Martina Kreidler-Kos, Christoph Hutter: Mit Lust und Liebe glauben.

„Amoris laetitia“ als Impuls für Gemeinde, Partnerschaft und Familie.

Mit einem Begleitwort von Bischof Franz-Josef Bode.

Schwabenverlag 2017. 208 Seiten, 8,90 EUR, 19 EUR.

Ein Jahr ist das Papstschreiben „Amoris laetitia“ nun veröffentlicht – und wird mit Aufatmen oder Stirnrunzeln oder beidem rezipiert. Kreidler-Kos und Hutter wagen den Versuch, „Amoris laetitia“ für die Alltagspraxis zu übersetzen. Um es gleich zu

sagen: Ihnen gelingt der Nachweis, dass mit diesem Papstschreiben die römische Kirche in der Postmoderne angekommen ist, die nicht mehr verteufelt werde, sondern „wunderbar [!] komplex“ sei (S.58). Ihr Buch gliedert sich in drei Hauptteile.

Im ersten Teil („Amoris laetitia als pastorale Herausforderung“, S. 15-70) erfährt man Interessantes aus dem Umfeld der Familiensynode, etwa die ausdrückliche Entschuldigung der deutschen Sprachgruppe angesichts des Leids, das im Namen kirchlicher Lehre ledige Mütter, uneheliche Kinder, Homosexuelle und wiederverheiratete Geschiedene erfahren mussten (S. 23). Hilfreich ist auch die Information, dass das päpstliche Papier die Zweidrittelmehrheit (S. 24) der Synode hinter sich hat, also kein Alleingang von Papst Franziskus ist. Franziskus selber hält das vierte Kapitel mit seiner Auslegung von 1 Kor 13 für das Herzstück seines Schreibens (S. 36) – und Kapitel acht für die schwierigste Stelle. Hier geht es um die vor Franziskus ohne Anführungszeichen genannten „irregulären“ Verbindungen; mit Franziskus handelt es sich um „sogenannte irreguläre“ Verbindungen – das Leitmotiv im achten Kapitel bilden dann auch nicht die „Problemfälle“, sondern die „Zerbrechlichkeit“ (S. 61). Autorin und Autor erläutern Franziskus' Motiv, mit der Logik der Barmherzigkeit und der Gabe der Unterscheidung anzunehmen, zu begleiten, integrieren und Gewissensentscheidungen zu fördern (S. 37). Franziskus traue der Kirche zu, Diversität auszuhalten (S. 69). Der zweite Teil (S. 71-180) unterzieht zwölf konkrete Themen aus „Amoris laetitia“ dem „Alltagscheck“. Hier geht es zunächst um die nach wie vor aktuelle Sehnsucht vieler Menschen nach Familie und Ehe (S. 72-75) und danach um deren oft realitätsferne Romantisierung und Idealisierung (S. 76-86), an der auch die Kirche ihren Anteil hat. Erfrischend decken Kreidler-Kos und Hutter mit Franziskus auf, inwiefern „ewige Verliebtheit“ ein „Trugbild der Konsumindustrie“ (S. 80f) ist und dass „die Krise“ eigentlich „der Normalfall“ der Familie sei (S. 84). Franziskus wäre nicht Franziskus, wenn er nicht praxisnah den Finger in die Wunde vom Zusammenhang zwischen ökonomischen Zwängen und Familienkrisen legen würde (S. 87-94). Nah an der Realität der Menschen ist Franziskus auch beim Thema „Beziehung braucht Pflege“ (S. 95-100) – und beweist Weitblick, wenn er die Erfahrung, dass das geliebte Gegenüber Fehler und Macken hat, nicht ignoriert, sondern feststellt, dass wir alle eine „vielschichtige Kombination aus Licht und Schatten sind“ (S. 99f). Das folgende Kapitel ist Erotik, Lust und Sexualität gewidmet (S. 101-106). Franziskus betrachtet diese Themen, bei denen die Kirche viel von ihrer Sprachfähigkeit und Relevanz verloren hat, unter dem Motto des Genießens, das unbedingt ein Geschenk Gottes sei - womit ein klares Nein zur Josefsehe verbunden ist (S. 102f). Kreidler-Kos und Hutter zeigen auf, dass Franziskus andererseits klare Vorstellungen von pervertierter Sexualität hat und ihnen eine Absage erteilt (S. 104). Mit „Amoris laetitia“ beziehe die Kirche eine neue Position: Statt Lustfeindlichkeit sei

Gewaltfreiheit das Motto (S. 105). Es gehe kirchlicherseits darum, eine neue Sprachkompetenz zur Sexualität zu entwickeln – aber ebenso eine angemessene Schweigekompetenz vor der Schlafzimmertüre (ebd.). „Unterwegs zu einer (christlichen) Trennungskultur“ ist das nächste Kapitel überschrieben (S. 107-114). Autor und Autorin sprechen sich mit Franziskus für eine professionelle Pastoral der Versöhnung und Mediation aus (S. 109), die helfen kann, die Ausdruckslosigkeit in Sprache und Ritualen (S. 110f) zu überwinden. Vom Thema Trennung geht es zum Thema Kind (S. 115-119) und zur „elterlichen Präsenz“ (S. 120-142). „Ein Kind ist ein Kind“ – und damit laut Franziskus kein Eigentum der Eltern, das narzisstisch verzweckt werden dürfte (S. 118). Für Franziskus ist Erziehung ein Beziehungsauftrag (S. 123f) und besteht mehr darin, Prozesse auszulösen als Räume zu beherrschen (S. 126f). Zu diesem Auslösen von Prozessen gehört der Mut zur Fehlerfreundlichkeit der Erziehenden (S. 129) – und das Eingebundensein in größere Zusammenhänge als den rein privaten Raum. Franziskus hält ein unterstützendes „Einmischen“ der Öffentlichkeit, auch der Kirche, in Erziehungsfragen für wichtig, denn „es braucht ein ganzes Dorf, ein Kind zu erziehen“ (S. 130). Was das Thema typisch mütterliche – typisch väterliche Präsenz angeht, halten Autor und Autorin den Papst „nicht vor Klischees gefeit“ (S. 137) - umso mehr erstaunt es, wenn sie „Typisches“ ins Feld führen wie die Stärkung der Beziehungsfähigkeit einerseits durch die „mütterliche“ Präsenz, von Ausbildungserfolg, psychischer Belastung und Selbstwert andererseits durch die „väterliche“ Präsenz (S. 139). So stellt sich die Frage: Geht es hier nicht auch eher um Rollen (vgl. S. 133) als um Geschlechtermerkmale? Zuzustimmen ist mit Sicherheit dem Satz: „Wenn Väter anfangen wollen, die Bedeutung von Väterlichkeit ernst zu nehmen, dann bedeutet das auch, Prioritäten [z.B. von Arbeitszeiten, H.G.] zu verändern“ (S. 140). Das Thema Kinder füllt noch ein weiteres Kapitel – diesmal unter dem Aspekt von Trennung und Scheidung (S. 143-152). Franziskus macht die Kirche zur Anwältin der Kinder, denen in der Regel Kontinuität ein großes Anliegen sei, und plädiert für freien Zugang des Kindes zu beiden Eltern, ebenso für das Ringen um Konsens der getrennten Eltern zugunsten des Kindeswohls (S. 150). Vor allem die (Pfarr-)gemeinde sei als „nicht infizierte Dritte“ in der Pflicht, Hilfe gegen die Exkommunikationsdynamik hochstrittiger Familien anzubieten (S. 152). Plausibel geht es nach Trennung und Scheidung im nächsten Kapitel um die Pluralität der Familie (S. 153-161). *Amoris laetitia* biete ein „wertschätzendes Ja“ zur Pluralität familialer Formen (S. 155). In diesem Zusammenhang spielen auch die alten Menschen (S. 156f) sowie die gesamte Verwandtschaft (S. 160f) eine wichtige Rolle, ebenso die Adoption (S. 158). Die Bewertung der Homosexualität durch Franziskus sei weltkirchlich wirkungsvoller, als ihr deutscher Resonanzraum dies ahnen lasse (S. 159f) – aber auch in Deutschland müsse diese lehramtliche Position Konsequenzen etwa in der Pfarrgemeinde haben (S. 160).

Den Krisen ist das vorletzte Kapitel gewidmet (S. 162-173). Wieder ist Fehlerfreundlichkeit angesagt: und zwar für die Familien angesichts von Krisen und für die Kirche angesichts von kriselnden Familien (S. 162). Das Prinzip der „Gradualität“ meint hier keine Gradualität des Gesetzes [der Unauflöslichkeit der sakramentalen Ehe, H.G.], das ein Geschenk Gottes ist (S. 165f) und als solches Inspirationsquelle bleibt (S. 167), sondern gilt für die Realisierung des Gesetzes (ebd.), die auf Wachstum (S. 169) ausgerichtet ist. Hier ist eine Kirche nötig, die Unterscheidungskompetenz besitzt (S. 168) und statt auf simple Normierung auf den Einzelfall und das Gewissen setzt (S. 170). Nicht jeder Normbruch führe unterschiedslos in Todsünde und Verlust der Gnade (S. 172). Den Abschluss des zweiten Hauptteils bildet der „Blick auf den tragenden Grund“ (S. 174-180), auf Gott, der diese wunderbar komplexe Welt liebt und alle Familien in ihr. Familie ist in dieser Welt Krankenhaus und

Hauskirche, ein Ort des Betens und Lesens (S. 184), eine Schule für geistlichen Realismus und Gastfreundschaft...

In diesem Hauptteil des Buches bringen Autor und Autorin Thesen aus „Amoris laetitia“ mit Erkenntnissen aus sozial- und humanwissenschaftlicher Forschung und Erfahrungen aus der Beratungspraxis zusammen - in der Regel mit dem Ergebnis der Zustimmung. Dieser Dialog ist anregend – nimmt bisweilen aber apologetische Züge an, nach dem Motto: „Die Wissenschaft bestätigt Franziskus“ (oder umgekehrt?). Oft heißt es, „die Psychologie“ oder eine andere Wissenschaft „sagt“ oder „beweist“ – solche Formulierungen fordern Fragezeichen heraus. Vor dem Hintergrund professionalisierter Beratungsangebote haben aus deutscher Perspektive nicht alle konkreten Ratschläge aus „Amoris laetitia“ für Partnerschaft und Erziehung dasselbe Gewicht. Ist die Stärke von „Amoris laetitia“ nicht zuallererst der prinzipielle Perspektivenwechsel der kirchlichen Wahrnehmung („zuerst das Leben, dann die Regel“, S. 55)? Das große Potential dieses Papstschreibens sind weniger konkrete Tipps, sondern *dass* und *wie* Kirche zum Thema Familie spricht – und *worüber* Kirche dann auch *nicht* (mehr) spricht (vgl. S. 105).

Der letzte Teil bietet komprimiert Vorschläge für die Praxis: eine Postkartenserie des Bistums Osnabrück (S. 187f), „Anlässe für heiße Diskussionen“ (S. 191) und Meditationstexte (S. 192f), die vielen aus dem Herzen gesprochen sein dürften. Auch schon vorher durchzogen Fragen für den Alltagscheck die einzelnen Kapitel – manchmal kurz und prägnant als Impulse, die helfen, die Praxis (z.B. in Familie und Pfarrgemeinde) neu zu denken, manchmal gemischt mit neuen Sachinfos.

Insgesamt bietet „Mit Lust und Liebe glauben“ eine Fundgrube für alle, die mit „Amoris laetitia“ praktisch weiter gehen möchten – sei es in der Familie, in der Pfarrgemeinde, in der Bildungsarbeit, in Exerzitien, in Katechese und Religionsunterricht. Dieses Buch bringt „Amoris laetitia“ in unserer „wunderbar komplexen“ Welt wirklichkeitsgesättigt zum Klingen!

Dr. Hildegard Gosebrink, Arbeitsgemeinschaft Frauenseelsorge in Bayern, März 2017